

Penetrante
Männlichkeit

1.

Kill your fathers.

Neulich lasen wir wieder einmal im *Anti-Ödipus*, jenem Idolprojekt rebellischer Theoriegelüste und fröhlich vatermörderischer Entfesselungen einer nunmehr schon dritten Generation der Leser_innenschaft. Doch es wollte nicht klappen, diesmal. Eine ermattete Distanz lähmte unsere Diskussion, das dispersive Strömen und rhizomatische Weben der Gedankenfäden erschöpfte uns mehr als dass es uns packte. Hinzu trat plötzlich ein schales Gefühl: wofür das Buch sich so sehr ereifert, das kennen wir doch schon zum Überdruß aus unserer sozialen Realität. Im post-schizoiden Burnout wurde so eine einfache Hypothese geboren. *Der Anti-Mythos ist zum Mythos geworden*; mit dem Generationenwechsel des Deleuze-Guattari-Hypes ist das Ödipale zurückgekehrt. Der väterliche Phallus erscheint in neuer Gestalt, er webt nun Fäden, er beglückt in aufdringlicher aber nicht mehr notwendigerweise eindringlicher Weise mit seiner Frucht. Das Rhizom, welches Gesprächssituationen durchzieht, Lebensräume durchwebt, Diskurse subterran kolonisiert, ist der bildliche Ausdruck einer neuen, doch allwärts immer sichtbareren Gestalt des Geltungsdrangs und Dominanzstrebens männlich kodierter Subjekte.

Um noch einmal anders und passenderweise bei einem grundmaskulin konnotierten Stichwort zu beginnen: Das *Verstehen* hat heutzutage schlechte Konjunktur. Redlich nach der Wahrheit suchen, die Verhältnisse ordnen („kodieren“), über den Gang der Dinge nach ihrem Passungsverhältnis mit einer vorgestellten Ordnung urteilen – das ist der krampfige Rationalisierungshabitus unserer Großvätergeneration. Er ist so engstirnig wie aufgeblasen, da er aus der Beschränkung der eigenen Gedankenbahnen auf die ganze Welt schließen möchte und dabei nur scheitern kann („Ich *versteh*e nicht, warum ...“). Der Habitus des Verstehens erscheint heute als die lebenspraktische Bewältigungsstrategie eines Ordnungssubjekts, das die Kontingenzen scheut und die eigene Situierung, Verkörperung und Involvierung im Leben vor allem mit Beunruhigung wahrnimmt. *Verstehend* bewegt sich nur das Subjekt durch die Welt, dessen Begeh-

rensökonomie tief geprägt ist von der protestantischen Angst vor dem Kontrollverlust und vor der Auflösung im offenen Treiben, wo kein Ich den Trieben Einhalt und kein festes Wissen der Zerstreuung Rückhalt gebietet.

Genau dieser Mythos vom Verstehen, von der Kodifizierung des Begehrens und von der Krampfigkeit eines altväterlichen *ethos* ist die Vorlage für den Anti-Mythos. Vor dieser Hintergrundfolie und gezeugt vom Drang der 68er lebt im *Anti-Ödipus* ein anderer, ein neuerer, ein freierer Geist auf – ein Geist des lustvollen Begehrens, des zerstreuen Denkens, eines manisch-maschinischen Lebenswillens. Das Werk ist rastlose Raserei gegen die elternhäusliche Domestizierung der Wünsche, gegen deren Reduktion auf das ödipale Modell, dessen ewige Gewalt auf dem Gesetz von Vater und Phallus beruht. Dagegen bringen D&G ein immer schon produktives, entfesselndes, vitales Begehren in Stellung, das ganz die Freiheit besitzt, sich der Lust an Assoziationen und Impulsivitäten hinzugeben. Konnektive Operationen eines kreativen Geistes, der keinem Generationenverhältnis und keinem Vater-Mutter-Kind-Dreieck Rechenschaft leisten möchte. Ihre vollgültige Inkarnation findet diese Kraft auf der methodischen Ebene des Anti-Ödipus selbst. In einem Schreiben des Strömens und Drängens in den Maschinenhallen der Metaphernraffinerie erscheint Zerstreuung nicht als Bedrohung, sondern als Befreiung eines viel zu lang auf seine Identität hin fixierten und dadurch der kapitalistischen Abschöpfungslogik preisgegebenen Subjekts.

Gerade dieser *Stil* ist es, der sich in der dritten Generation der Begeisterten großer Resonanzen erfreut. Längst gehört es zur habituellen Selbstbeschreibung einer philosophisch-kulturwissenschaftlichen Crowd, sich auf ein rhizomatisches Denken zu berufen – und damit meint man, anti-patriarchal, anti-doktrinär, anti-kapitalistisch und auf irgendeine Weise emanzipiert zu sein – nicht nur im Denken, sondern zugleich im Sprechen, Schreiben und in der Lebensform. Die historischen Bedingungen, unter denen diese Resonanzen in der heutigen Generation der „Millenials“ zustande kommen, sind jedoch stark verändert. Nicht die eigene Opposition wird hier gelebt, sondern voll Bewunderung die der intellektuellen Eltern. Und derweil es aktuell durch Ausblendung gerade dieser Umstände zu einer Fetischi-

sierung der Schriften von Deleuze und Guattari kommt, versteigert sich ihr Geist zu einem neuen Mythos und ihr Habitus zu einer neuen Form von Dominanz: Diese ahmt in vielen Hinsichten nach, wie sich einst das „Verstehen“ zu einem hohlen Beherrschungswahn und hegemonialen Intellektuellengestus verfestigte.

In dieser Situation kommt es darauf an, die Opposition zwischen dem Mythos des krampfigen „Verstehens“ und einer dagegen angeführten Betonung des lustvoll Konnektiven, Assoziativen und Impulsiven einmal neu ‚aufzufalten‘. Dann steht man vor einer grundlegenden Ambivalenz: Ist das Loslassen vom Verstehen und vom einheitlichen Ich heute immer noch emanzipatorisch? Und was den anti-kapitalistischen Impuls des schizoide[n] Treibens angeht: Wird diese Form der Subjektivität in den Formationen der post-industriellen Netz-, Konsum- und Kontrollwelten nicht längst *strategisch* hervorgebracht? Haben sich die Prinzipien kapitalistischer Verwertung von Facebook und Google nicht längst auf die dispersiv-schizoide Subjektivität spezialisiert – ja bringen sie diese nicht sogar gezielt hervor?

Die vierzigjährige Rezeptionsgeschichte des Anti-Ödipus fällt nicht zufällig mit dem historischen Feldzug des Neoliberalismus zusammen. Ohne damit in die schnöde „Deleuze ist neoliberal“-Kritik einstimmen zu wollen, ist dennoch klar, dass sich hinter der Oberfläche des rebellischen Werks längst verraten hat, dass es nicht nur den Weg zur Freiheit, sondern auch zu einer neuen, produktionsversessenen Dominanzform weist. *Alles ist Produktion, Produktion der Produktion, Begehren ist Produktion, Produktion p[ro]pft sich Produktion auf.* „*Ça fonctionne partout, tantôt sans arrêt, tantôt discontinu. Ça espire, ça chauffe, ça mange. Ça chie, ça baise.*“¹ Umtriebig ist dieser Text, atemlos, mit lauter Aufzählungen. Keinen Zwischenraum, keinen Aufenthalt bietet er an, sondern eine aufdringliche und zugleich undurchdringliche konstante Bespielung. Es ist ein stetes, rastloses Produzieren (Strom-Einschnitt-Strom-Einschnitt) – ein penetrantes Wichsen, repetitiv wie das Stampfen einer Maschine, deren Pleuelstange sich unablässig in der Umhüllung auf und ab bewegt. Eine sich klebrig überall ausbreitende Verspritzung der schöpferischen Keime eines Denkens

über Textoberfläche und Leser_in. Rezeptivität und ruhige Gedankenempfängnis kommen nicht vor, stattdessen vollzieht der Text ein sich ständig produzierenmüssendes Rammeln.

Fast sehnt man sich zurück nach dem patriarchalen Phallus, der nur gelegentlich hervorgeholt wurde, um einer Situation kurz den Geist seiner Ordnung einzuimpfen und an ihr sein Penetrationsgeschäft zu erledigen. Der wächsene Phallus dagegen ist unablässig am Werk, gnadenlos narzisstisch, getrieben und ruhelos. Mit seiner Umwelt verbindet er sich gerne und jederzeit, aber bitte nur in der Form eines flächigen Besprenkelns. Er will nichts vorschreiben, kann nichts durchdringen. Allerdings ist er obsessiv darauf aus, alle ständig (zwang-)zubeglücken. Hier herrscht keine Logik des Mangels! Hier herrscht spermisch überschäumender Überfluss! Ein besonderes Indiz für diese stilistisch-sexistische Maskulinität steckt in den Details der Gebrauchsweise sexueller und fäkaler Metaphern des Anti-Ödipus. Die weiblichen Begehrensmaschinen tauchen nur in mütterlicher Gestalt auf, nämlich dann, wenn der Mund sich an die Brustmaschine koppelt. Dem männlichen Sperma stehen nicht etwa vaginale Flüssigkeiten, sondern die Milch gegenüber, und so ist die Frau (mal wieder) ganz und gar als mütterlicher Nahrungsstrom zugegen. Fast unbemerkt verrennt sich die Anti-Mythos-Maschine, die ihren Freud- und Ödipus-Komplex überwinden wollte, entlang der Achse Mund-Brust-Anus in einer bewundernswert einseitigen Akzentuierung des Weiblichen als des Mütterlichen.

2.

Penetration und Penetranz

Dies führt auf die Frage, ob das Modell schizoide[r], dispersiver, nomadischer Organisation von Lust, Begehren und Subjektivität, das D&G der autoritären psychischen Organisation entgegenstellen, tatsächlich die Illusionen mancher Begeisterter rechtfertigt, darin eine Überwindung von maskulinem Dominanzstreben und Machtgehebe zu sehen. Die Desillusion, die wir dem

¹ Gilles Deleuze & Félix Guattari: *L'Anti-Œdipe*. Paris 1972.

gegenüber verspüren, bezieht sich nicht allein auf die Art des *philosophischen Sprechens*, die sich bei Deleuze und Guattari vorfindet oder sich auf diese beruft. Viel allgemeiner noch gilt sie für jene Modalitäten des Seins in postmodern-ahierarchischen „maschinischen Gefügen“, in denen D&G's Schreibstil eine gelebte Verkörperung findet. In der Implementierung flexibler Netzwerk- und Zusammenwirkungsstrukturen meinen die Subjekte dieses Dispositivs, einen Garant für die Überwindung patriarchalischer Dominanzformen zu finden.

Unsere These ist: Nach dem aktuellen Stand der Dinge vollzieht der Übergang vom durchdringenden Verstehen zum Verknüpfungs- und Referenzdenken keineswegs eine Bewegung der Befreiung, sondern vielleicht bloß den Übergang von einer Dominanzform zur nächsten. D&G sind die neuen Väter. Aus *Penetration ist Penetranz geworden*. Aus dem Geiste des Anti-Ödipus – oder besser aus seiner Reinkarnation in den Deleuziano-Guattarismen der dritten Generation – ist eine neue Form männlicher Dominanz aufgestiegen. Dieser backlash ist die Reaktion einer im *gender mainstreaming* wackelig gewordenen Formation autoritärer Männlichkeit. Er kommt daher unter dem Deckmantel dessen, was kritisch und emanzipatorisch aneignungsfähig scheint – geädelt durch jahrzehntelanges Sträuben der institutionalisierten Philosophie gegen die verdrängte Wunschmaschine D&G –, und nichtsdestotrotz ist er dominant und hegemonial.

Der neue, *penetrante* maskuline Habitus besitzt anstatt der *penetrativen* Tiefenfunktion eines begreifenden, durchdringenden Logos die Strategie einer aufdringlichen Flächigkeit – und doch ist er nicht weniger phallisch und nicht weniger dominierend. Zu beobachten ist eine Art des Sprechens, die zwar nicht durch Autorität des Logos bezwingend wirkt, aber laut und raumgreifend assoziiert und dabei im schieren Performativ enormer Redezeiten wirkt. Zu beobachten sind Begriffswelten, die zwar den akribischen Verwaltungsgestus leerer Typologien und großwahn sinniger Systemphilosophien überwunden haben, aber stattdessen auf Bildsprache und sprachliche Blackboxes setzen, die im Gebrauch wie popkulturelle Gebilde zirkulieren, sich im Netzwerk des Diskurses zu penetranten Intensitäten steigern und dabei die esoterisch-immersive Blase nur oberflächlich kaschieren, die sie selbst erschaffen: Jeder will Teil die-

ser lustvollen Intensität werden, jeder will in die Blase hinein, und einmal drin, kann man nicht mehr anders, nicht mehr hinaus und nicht mehr mit anderen sprechen.

Das Wirkprinzip dieser penetranten Form der Dominanz liegt nicht in der durchdringenden Organisation und Strukturgebung eines Diskurses von einem zentralen Punkt, sondern im Performativ der situativen Bündelung der Assoziationen, Konnexionen und Resonanzpunkte. Viel labern, zu allem etwas antworten können. Jeden sprechen lassen (Prinzip der Inklusion), nur um dann rasch zustimmend einzustimmen, den Gesprächsfluss wieder auf sich zu lenken, niemals antagonistisch, immer positiv und additiv, um so immerfort die eigenen Begriffs- und Ideenmakros in das Gespräch einzuweben. Den Leuten nicht zu Leibe rücken, nicht in den privaten Tiefen wühlen, sich nicht für Urgründe interessieren. Das heißt zugleich: nicht nachfragen was gemeint ist, der halblauten, unverständlichen, noch nicht zur Klarheit gediehenen Wortäußerung des Anderen nicht den Raum zur versuchsweisen Entfaltung geben, durch wohlwollend interessierte Fragen darauf einzugehen, sich einlassen; sondern „Ja“, „Ah cool“, „Ja, richtig“, und dann bei der nächsten etwas zu großen Gesprächslücke wieder von sich sprechen. Überhaupt, dass sie Lücken und Momente der Stille nicht ertragen kann, ist erstes und bestes Erkennungsmerkmal der penetranten Form der Dominanz. Ganz anders als der im sozialen Raum – von einigen professoralen Mittagstischen deutscher Prägung abgesehen – anachronistisch gewordene *homo penetrativo*, der sich bei Vagheiten, Unklarheiten, Unstrukturiertheiten schnell unwohl fühlt.

Daraus folgt schließlich auch: Die phallische Strategie des Dispersiven ist stets auf Publikum angewiesen. Kontemplative Leere ist tödlich – nicht nur das Schweigen in einer Runde, auch der leere Tag, allein. Das patriarchale Familienoberhaupt phal-logischer Schule (*penetrativer Typus*) hatte immerhin noch die luxuriöse Ruhe, sich ins Studierzimmer zurückziehen und seinen Sublimationen nachgehen zu können. Ermöglicht wurde dies auf dem Fundament des geordneten Hausstandes und in dem beruhigenden Wissen, dass das ganze Gefüge aus Frau, Kindern, Personal fest um die symbolische Funktion des stadthaltenden Phallus herum organisiert ist – und genau diese symbolische Logik ermöglicht es, sich auch

mal vorübergehend herauszunehmen, die Symbolstelle leer zu lassen. Alles in dieser Maschine des Haushalts ist nämlich auf Dauer gestellt, „kodiert“ und so organisiert, dass der Phallus hin und wieder – aber das reicht dann auch – sein Lustrecht verüben kann bzw. mit sanfter Gewalt sein Gesetz in Kraft setzt. Die Gewissheit dessen schafft dem Apparat alter Schule den Raum für das ganze Spektrum psychischer Erscheinungen der repressiven Engfassung: von der gelben Tapete, dem roten Boudoir, den Neurosen bis zu den elaboriertesten Sublimationen in Form von kleinodialen Briefmarkensammlungen und Dilettantenpraktiken. Das penetrant dominierende Subjekt hingegen, das Subjekt mit dem Flächen- und nicht dem Tiefenphallus, das Subjekt der ständigen Performanz und nicht der festkodierten tiefenpsychologisch verankerten Verhältnisse kann über diesen Raum nicht verfügen. Es hört seine eigenen Gedanken nur, wenn sie sich vor anderen ausbreiten und muss sich daher in jeder Mikroszene neu produzieren.

Nur nebenbei gesagt: Bestimmte multinationale Konzerne haben es längst verstanden, für diesen Drang spezielle Plattformen und Netzwerke bereitzustellen. Das nie gestillte Begehren nach Selbstaussdruck und Selbstproduktion wird dort in wohlgeordnete Bahnen gelenkt, wo es unermüdlich im Kreis fahren und sich erschöpfen kann. Nicht ohne dabei auswertbare Informationen zu hinterlassen, die anderswo als Finanzströme auf Konten fließen.

3 .

Zwanghafte Männlichkeit und Verstehen als Achtsamkeit

So ist das, was sich im sozialen Raum so insistierend als dominant behauptet, tatsächlich auch eine Sklavenposition. Wenn nur eine ständige Performanz die Selbstgewissheit garantiert, ist die Dauerproduktion zwanghaft. Sie zeugt von einer tiefen Existenzangst,

die nur durch kontinuierliches In-Erscheinung-Treten gebannt werden kann: Performen performen performen performen. Bei jeder Pause im Redefluss die eigene Auslöschung fürchtend, hält sich das penetrante Subjekt mit der rastlosen Kreation neuer Verlinkungen gerade so über der Wasseroberfläche seiner sozialen Zugehörigkeit – und meint doch ständig, zu ertrinken. Diese Doppeltheit von Dominanz und Versklavung, von *sklavischer Dominanz* könnte man sagen, ist es, was eine Männlichkeit ausmacht: Männlichkeit nicht als Eigenschaft einer Person von einem biologisch bestimmbar Geschlecht, sondern als affektive und diskursive Praxis, die einer Beziehung zu sich selbst und den anderen entspringt, in der sich Dominanzstreben als Zwanghaftigkeit verkörpert.

Mit dem Übergang zur Strategie der Penetranz zeigt sich somit ein Paradigmenwechsel in der Art und Weise, wie Herrlichkeit und Knechtschaft miteinander verknüpft sind. Die eindringliche, das heißt penetrative Form der Dominanz, die in der Männlichkeit alter Schule durch die ständige Androhung physischer Maßregelung gestützt war, zahlte für ihre Herrschaft immer wieder den Preis, sich nicht hingeben zu können ohne von eigenen unerschlossenen Wünschen über,mannt' zu werden. In der fröhlich schizoiden Wende zur penetranten Dominanz metamorphosiert sich diese Gewalt nun zu jener parasitären Form, welche die anderen und sich selbst durch *Aufdringlichkeit* erschöpft – durch eine einnehmende Dauerproduktion, die von der Furcht vor dem Nicht(s)-Sein getrieben ist, sich immer weiter verbinden will – und dennoch ohne Resonanz und Reziprozität im Leeren läuft. Das penetrante Wachsen verkommt so tendenziell zum Trockenrammeln: Ein Auftreten, bei dem zwar mechanisch die Bewegungen der Befruchtung vollzogen werden, dessen generativer Akt jedoch misslingt.

Wie kann sich diese arme neue Männlichkeit von ihrer penetranten Zwanghaftigkeit befreien? Die Emanzipation beginnt mit der Einsicht, dass die hyperaktive Selbstproduktion nicht nur für andere nervig ist, sondern einen auch selbst in einer Sklavenposition festhält. So wie das Sich-Hingeben- und Loslassenkönnen den emanzipatorischen Fluchtpunkt der penetrativen Männlichkeit bildet, liegt der Weg zur Erlösung für die penetrante Form darin, die Stille und die Berührung durch andere zu genießen. Es geht darum, rezeptiv sein zu können, ohne dabei den Selbstverlust zu fürchten. Die

Emanzipation erscheint hier als Arbeit des Subjekts am Verhältnis zu sich selbst, weil gerade dieses Selbstverhältnis der Einsatzpunkt gesellschaftlicher Regierungstechniken ist.

Der Befreiung vom Zwang zur Performanz liegt darin, sich das Verstehen auf eine neue Art zu eigen zu machen: zuzugeben, dass es nicht immer etwas zu sagen gibt, *da* sein, ohne sich behaupten zu müssen. Nicht: Ich rede, also bin ich. Auch nicht: Ich vernetze mich, also bin ich wichtig. Wer versteht, lauscht in die Tiefe, ohne penetrativ zu sein, hört zu, ist aber nicht hörig, befruchtet und ist im gleichen Maße für Befruchtung empfänglich. Verstehen ist dann eine Art und Weise, sich in ein kollektives Geschehen einzuklinken und darin zu wirken. Eine wirkliche Macht der Gestaltung findet ihre Voraussetzung in Sensibilität für die Situation, für die anderen, für die eigenen Bezüge und Verflechtungen. Weder muss sie, wie es der penetrativen Männlichkeit entspricht, alles ausdiskutieren und durchdringen, bis sie auch den letzten Rest eines Gedankens beherrscht; noch muss sie mit ihren Assoziationen und Affirmationen das ganze Gebiet eines Diskurses kolonisieren, bis jede ähnlich laute Stimme überschallt und alles vorsichtig Keimende erstickt ist.

Mit dieser Gelassenheit ist das neue Verstehen übrigens auch weniger für die Machtstrategie sozialer Netzwerkplattformen empfänglich, die ihren Subjekten im Sekundentakt Möglichkeiten des Selbstaustauschs anbieten, um die so produzierten Informationen zu Geld zu machen. Das verstehende Subjekt muss gar nicht ständig irgendwo angekoppelt sein und sich in Wort und Bild aktualisieren, um sich selbst zu verspüren.

Was uns hier vorschwebt, ist eine ethologische Thematisierung von Männlichkeiten. Nicht als individuelle Eigenschaften wollen wir sie anklagen, nicht auf Grundlage einer Moral verurteilen, sondern sie in ihren sozialen Wirkungszusammenhängen auffalten – und produktive Verschiebungen anbieten. Das neue Verstehen lockert die penetrante Form der Männlichkeit von innen heraus auf. Es tritt als eine bestimmte Beziehung zu sich selbst und zu den anderen hervor, als Sensitivität für Potentiale, als Fähigkeit zur gemeinsamen Fortbewegung aus dem Status quo. Es beruht darauf, die eigene

Geltungsangst durchzuarbeiten: Weder immerfort zu fürchten, durch einen fremden Gewaltakt verletzt oder ausgelöscht zu werden (Angst der Penetration), noch Panik zu haben, übergangen worden zu sein, wenn einmal die anderen reden (Angst der Penetranz).

Es geht uns also um eine Neuartikulation des Verstehensbegriffs, unbeschwert durch seine rituelle Zurückweisung, die in der ewigen Re-Inszenierung des Vätermordes festgefahren ist. Verstehen ist nur dann kodifizierend und in dieser Kodifizierung beschränkend, wenn es in blinder Wut und krampfhaftem Verwaltungszwang geschieht, wenn es zum Vehikel autoritärer Geltung ohne Substanz wird (und das kann es leicht werden, zugegebenermaßen). Dem achtsamen, verstehenden, freien Subjekt hingegen erschließt sich die soziale Szene nicht als Raum, der eingenommen werden muss, sondern als Locus einer gemeinsamen Improvisation, in welcher ein Rhythmus zugleich erspürt und subtil mitgestaltet wird. Die verstehende Haltung meint Bespielung, Befassung, Bemeisterung der Situation *durch Sensitivität*, aus der Freiheit heraus, sich in das Ganze einlassen zu können. Diese Haltung ist mächtig, ohne dominant zu sein. Die Emanzipation vom zwanghaften Dominanzstreben liegt tatsächlich in der ständigen *Tätigkeit* des Austarierens dieser beiden Kräfte. Sie ist ein Selbstverhältnis, ein Produkt von Bildung als Selbstbildung. Sie ist verkörpert, affektiv, intuitiv – und doch verständlich.

| Rainer Mühlhoff & Jorinde Schulz